Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 20 — Leipzig, den 12. Mai — 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Joh. 21, 15—17 — Zur Vorgeschichte der Seelsorgegemeinden: 3. Seit 1850. Vergessene Vorkämpfer — Nero und die Christen: 2 — So sei nun, Seele, deine. Ein Beitrag zur vergleichenden Hymnologie — De Waber. Schauspiel aus den vierziger Jahren von Gerhart Hauptmann — Verschiedenes: Ueber die menschliche Freiheit; Mitteilungen für Bibelgesellschaften und Bibelfreunde; Ein christlich-unchristliches Buch; — Zur Beachtung — Anzeigen

Joh. 21, 15—17

„Simon Johanna, hast du mich lieb?" Dreimal ergeht dieselbe Frage eindrucksvoll an Petrus. Sie ergeht auch an uns. Tief bohren sich die schlichten Worte auch in unser Herz: „Simon Johanna, hast du mich lieb?" Petrus wird traurig, als der Herr immer wieder fragt. Glaubt Jesus nicht an seine Liebe? Ach, er kennt seine Liebe wohl, er weiß ja alle Dinge, — aber er kennt auch das arme, schwache Menschenherz, dies Herz, so bereit, Jesum zu lieben, so feurig, ihn zu verteidigen gegen eine Welt, und dann in der Versuchung so schnell abgefallen, — als aber die Sonne aufging, verwelkte es, und dieweil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre. Das ist die Liebe des Jüngers. Ist das auch die Geschichte unsrer Liebe? „Simon Johanna, hast du mich lieb?"

Und doch wagt Petrus zu antworten. Zwar mit dem Hochmute ist es nun aus. Einen Vorzug vor den andern begehrt er nicht mehr. Aber er antwortet doch: „Ja Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe." Du weißt es, Herr! Du kennst meinen tiefen Fall; aber du kennst auch mein bitterliches Weinen, du kennst meine schmerzliche Reue; du weißt, daß ich mich zu dir sehne, nach Versöhnung. Du kennst meine heiligen Entschlüsse. Ich habe gesündigt, aber ich kehre zurück. „Du weißt, daß ich dich lieb habe."

Und nun die Erhörung. Der Herr weiß es. Er kennt seine Liebe wohl. Und darum der herrliche Beruf: „Weide meine Lämmer." Den Gefallenen richtet er auf, indem er ihm einen Auftrag giebt. Nicht herrlicher kann er verzeihen, als indem er durch die That seine Ueberzeugung von der Liebe des Jüngers beweist; nicht herrlicher sie beweisen, als mit dem Auftrag: „Weide meine Lämmer!" Selig ist der Mann, dem Gott keine Sünde zurechnet. Selig, wem Gott die Versöhnung zuspricht, indem er ihm Pflicht und Arbeit zuweist.

So ist Petrus zum Felsen geworden. Gkl

Zur Vorgeschichte der Seelsorgegemeinden

3. Seit 1850. Vergessene Vorkämpfer

Im Jahrgang 1891 der Christlichen Welt, Nr. 10 und 11 sind zwei Aufsätze veröffentlicht, beide unter dem gemeinsamen Titel: „Zur Gemeindereform." Der erste, unter der Ueberschrift: „Ein vergessener Vorkämpfer", frischt die Erinnerung auf an einen Aufsatz, den D. Kienlen, Pfarrer zu Colmar im Elsaß, unter dem Titel: „Der Schaden Josephs. Kirchliche Betrachtungen" in den Theologischen Studien und Kritiken 1851 S. 281—312 veröffentlicht hat; auf die Notwendigkeit organisirter Einzelgemeinden wird darin hingewiesen, die einen guten Teil der schönen und notwendigen Werke freier Vereine zu übernehmen hätten, und im Zusammenhang damit auf den beklagenswerten Mangel der Abgrenzung der Parochien. Der zweite Aufsatz trägt die Ueberschrift: „Ein neuer Mitstreiter." Es ist der Pastor Hildebrandt an St. Jakobi in Magdeburg, der in seiner Broschüre: „Was thut den evangelischen Gemeinden Magdeburgs not?" ein klares und kühnes Wort für die Seelsorgegemeinden eingelegt hat.

Zu Freude und Dank bin ich an diese beiden Aufsätze erinnert worden. Noch vor Jahresfrist wurde das Erstehen eines einzelnen „neuen Mitstreiters" für den Gemeindegedanken lebhaft begrüßt, — und heute? Ist wirklich erst ein Jahr verflossen? Welch einen Siegeslauf hat der evangelische Gemeindegedanke begonnen! In Braunschweig, in Hannover, in Dessau hat man seitdem kräftig Hand angelegt, ihn durchzuführen; in Schleswig-Holstein und im Konsistorialbezirk Kassel sind vielverheißende Anfänge gemacht; die badische Generalsynode hat auf den Bericht des Oberkirchenrats die Bezirkseinteilung der Gemeinden nach der Zahl der Pfarrer prinzipiell angenommen, ebenso neuerdings das Oberkonsistorium in Darmstadt, und der „Evangelische Synodus" in Württemberg hat mit glaubensfreudiger Entschiedenheit den Grundsatz der Seelsorgegemeinden zu dem seinigen gemacht. Wir wüßten keinen Gedanken der neuern Zeit, den Gedanken der Arbeiterkolonien von Bodelschwinghs nicht ausgenommen, der trotz der unleugbaren großen Schwierigkeiten seiner Durchführung als reformatorischer Gedanke sich so rasch Anerkennung erworben hätte, wie der Gedanke der Seelsorgegemeinden. Gewiß ist auf das ernsteste davor zu warnen, daß man lediglich von formalen Organisationen das Heil erwarte; die Schwierigkeiten werden ja erst beginnen, wenn es sich um den evangelischen Lebenserweis der organisirten Gemeinden handelt. Aber der evangelische Gemeindegedanke selbst wird von dieser Warnung nicht betroffen, als ob er einer sachlichen Ergänzung bedürfte, nur seine Verflachung und Entleerung. Die rettende und klärende Macht ist nicht die Organisation, sondern das Evangelium; nur damit dies in aller Kraft zu guter Frucht im sozialen und individuellen Leben unsers evangelischen Volks sich entfalte, wird die Organisation der Seelsorgegemeinde gefordert.

Wenn ich recht sehe, hat der Gedanke der Seelsorgegemeinde unsrer Tage drei Wurzeln. Die eine ist das Evangelium selbst, der freudige Glaube, daß Gottes Geist und Gnade in der Kirche eine Menge Kräfte bereitet, die zum Bau der Kirche zu verwerten sind, und das mehr oder minder unbewußt wirkende Vorbild der apostolischen Zeit des Neuen Testaments. Die zweite Wurzel ist die kirchliche Not der Zeit, die Erkenntnis, daß die evangelische Kirche ihre Gotteskräfte zur Lösung der sozialen Aufgaben unsrer Zeit so wenig wirksam zu machen imstande sei. Die dritte Wurzel ist die Thätigkeit der innern Mission, die aus ihr sich erhebende beschämende Erinnerung der Kirche an ihre lang versäumte Pflicht, und die Erkenntnis, daß zum Segen der Kirche ein großer Teil jener Thätigkeiten nur durch die Kirche oder die Gemeinde selbst verrichtet werden kann. Eigentümlicherweise ist eine vierte Wurzel nur in schwachen Ansätzen vorhanden, obgleich der Ruhm unsrer Zeit auf wissenschaftlichem Gebiet, ich meine die historische Forschung, diese Wurzel vor allem müßte klargelegt und erweitert haben. In dem zweiten

Aufsatz „Zur Vorgeschichte der Seelsorgegemeinden“ habe ich darauf hingewiesen, wie die Seelsorgegemeinde nicht nur in dem reformatorischen Gedankenkreis unsrer Reformatoren ihre Stätte gefunden, sondern auch in der reformirten Kirche nach Maßgabe ihrer Grundanschauungen und ihrer geschichtlichen Führung wirklich geworden ist. Vornehmlich die evangelische Kirche des Niederrheins hat solche Seelsorgegemeinden gesehen; und wie die Tradition der reformirten Gemeindediakonissen des sechzehnten Jahrhunderts am Niederrhein einst den Pfarrer Klönne, dann Fliedner zur „Aufrichtung des apostolischen Diakonissenamtes“ ohne Frage stark beeinflußt hat, so haben wir auch heute in mehreren niederrheinischen Gemeinden seit längerer Zeit eine Bewegung zu konstatiren, die den Gedanken der Seelsorgegemeinde zu verwirklichen sucht.

Aus der niederrheinischen Kirche mit ihren großen und schönen Traditionen ist auch der „vergessene Vorkämpfer“ des evangelischen Gemeindegedankens hervorgegangen, dem dieser Aufsatz in erster Linie gilt. Der Pastor Primarius H. Henrici an St. Stephani in Bremen, ein Rheinländer von Geburt, ehedem Pastor in der evangelischen Gemeinde in Köln a. Rh., veröffentlichte im Jahre 1877 bei Perthes in Gotha ein Büchlein von etwas mehr als sechs Bogen, „Reisebriefe“ betitelt; das Titelblatt hat ein Vorblatt erhalten, und dieses trägt den wahren inhaltlichen Titel: „Die christlich-soziale Gemeinde als Heilmittel für Kirche und Gesellschaft.“ Es ist ja wahr, daß angesichts einer so großen Sache, wie die evangelische Seelsorgegemeinde, auf die Person, die für sie ihre Stimme erhoben hat, weniger ankommt, und wir stimmen dem bescheidnen Gesprächswort des edlen Verfassers gern bei: „Daran liegt mir nichts, ob ich vergessen werde oder nicht; wenn nur die Sache gefördert wird“; aber schön ists doch nicht, daß Henricis Buch so völlig konnte vergessen werden. Die sieben „Reisebriefe“ sind im Herbst 1876 während eines Ferienaufenthalts des Verfassers in dem Nordseebade Norderney geschrieben und an seinen Jugendfreund, den Pastor Primarius an Unsrer Lieben Frauen-Kirche zu Bremen, D. Julius Thikötter, gerichtet. Der Charakter der Freundesbriefe macht die Lesung sehr anziehend; der hohe evangelische Sinn des Verfassers, seine begeisterte Siegeszuversicht zu dem Evangelium Jesu vom Reiche Gottes, auf das innigste verbunden mit der allernüchternsten Erkenntnis und Beurteilung der thatsächlichen kirchlichen Verhältnisse und der energischen Geltendmachung des Gedankens der Seelsorgegemeinde — das alles zieht den Leser zu gleicher Stimmung und Anschauung hinan. Ohne die treffenden und trefflichen Gedanken der drei ersten Briefe, die eine Charakteristik der damaligen kirchlichen Gegenwart und ihrer thatsächlichen Bestrebungen enthalten, entwerten zu wollen, haben wir vorzugsweise auf den vierten und fünften Brief (S. 39—70) aufmerksam zu machen. Die christliche Kirche, so ungefähr schreibt Henrici, hat zu allen Zeiten in erster Linie ihres hohen Amtes gewaltet, das Evangelium von Christo der Welt zu verkünden und den religiösen Trieb, der den Menschen über diese Erde zur Anbetung Gottes und seines Heilandes erhebt, in den Herzen zu wecken und zu pflegen. Aber die christliche Kirche hat auch stets das Leben Christi nach- und auszuleben gesucht. Sie hat auch auf den sittlichen Gebieten des Lebens die Fackel vorangetragen, sie hat überall die Pionirdienste geleistet, um die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die der fortschreitenden christlichen Kultur im Wege standen. So hat sie sich stets mit einer Fülle sittlicher Lebensthätigkeiten wie mit einem Kleide umgeben, um dadurch in dieser Welt repräsentations- und erscheinungsfähig zu werden. Sobald dann aber von der Kirche aus irgend eine sittliche Thätigkeit und Tüchtigkeit in das Volksleben eingedrungen und das Gemeingut aller geworden war, sehen wir sofort das unerbittliche geschichtliche Gesetz sich vollziehen, daß die Kirche diese sittliche Arbeit der Gesellschaft und der Oberhoheit des Staates willig oder unwillig überliefert und sich neue Arbeitsfelder sucht, worauf sie ihre unerschöpfliche Anregungs- und Gestaltungskraft erprobt. So brachten die ältesten Missionare mit dem Evangelium den Völkern sittliche Kultur und Arbeit: die Wälder wurden gelichtet, Feld- und Gartenbau getrieben, in den Klöstern lernte unser Volk lesen, schreiben, singen, durch die Werkstätten der Klöster allerlei nützliche Fertigkeiten, durch die Baukunst der Kirche und ihre Skulpturen entwickelte sich der Kunstsinn. Die Reformation hat an diesem Grundprinzip kirchlicher Wirksamkeit nichts geändert; die Schule, die Ehe, die Armenpflege erschienen als die sittlichen Gebiete der Kirche, sie bildeten sozusagen ihren weitern Leib, wodurch sie im Volksleben wirksam wurde. Aber heute sind ihr diese Gebiete genommen, und zum erstenmale im Verlauf ihrer vielhundertjährigen Geschichte steht die Kirche da als ein entlaubter Baum, als ein Stamm mit abgehauenen Zweigen. Zum erstenmale ist die Kirche auf ihre innersten Aufgaben zurückgedrängt und soll sich lediglich mit der Pflege des religiösen Lebens begnügen. Das ist eine Thatsache von so gewaltiger Bedeutung, daß sie nicht genug erwogen werden kann. Es ist ein leidiger Trost, der Kirche zu sagen, nun sei sie rein und lauter das, was sie ihrem Begriffe nach sei: die Gemeinschaft des religiösen Lebens; das ist nichts anders, als einen seiner Kleider beraubten Menschen damit trösten zu wollen, jetzt sei er in reiner Natürlichkeit und in der vollen Schönheit, worin ihn Gott erschaffen habe; oder einen seiner Werkzeuge beraubten Arbeiter, jetzt sei er ja ganz auf seine eignen Hände und Füße angewiesen. Und doch kann die Kirche unsrer Tage nicht anders leben und gedeihen, als die Kirche aller frühern Jahrhunderte; nicht soll sie streben, alte Gebiete ihres Wirkens zurückzuerobern, sondern neue Gebiete aufzuschließen und neue Felder anzupflanzen. Wenn wir unsre Zeit belauschen und die Frage erheben, welches diese neuen Gebiete seien, so ist es die soziale Frage, zu deren Lösung die Kirche die Aufgabe wesentlicher Mitarbeit empfangen hat. Die kirchliche und die soziale Frage suchen sich, sie gehören zusammen, sie sind auf einander angewiesen; und die Gemeinde, die Einzelgemeinde, ist der Ort, wo die Kirche diese ihre Aufgabe zu erfüllen hat.

Was aber muß geschehen, damit in der Gemeinde ein wahres, religiös beseeltes Gemeinschaftsleben ermöglicht werde? 1. Wir müssen kleine Gemeinden haben, übersehbare, enggeschlossene Gemeinschaften. Mehr als 1000 (erwachsene) Gemeindeglieder kann der Pastor nicht übersehen, mehr als 1000 (erwachsene) Gemeindeglieder können sich nicht unter einander kennen; und nur ein Pastor muß jeder Gemeinde dienen. 2. In ihrem innersten Kern sind diese Gemeinden Gemeinschaften des religiösen Lebens, Kultusgemeinden. Wie wird der gemeinsame Gottesdienst, wie wird die Predigt sich entfalten können, wenn solch eine übersehbare Gemeinde sich sonntäglich versammelt! 3. Die Gemeinde soll eine Gemeinschaft des geselligen Lebens sein, ihre Feste feiern, ihre gesellige Erholung pflegen, und die geselligen Gaben und Kräfte in der Gemeinde haben der Gemeinde zu dienen. 4. Einen weitern Inhalt soll die Gemeinde hernehmen von der vollen kräftigen Ausbildung der Liebespflege. Wie leicht würde es möglich werden, daß jedes Gemeindeglied die Gewißheit hätte, auf die helfende Liebe der Gemeinde in Not- und Krankheitsfällen rechnen zu können, daß jedem arbeitslosen Familienvater die Wege zu neuem Verdienst gezeigt würden, und daß jeder unerfahrenen jungen Hausfrau eine erfahrene Freundin als Beraterin zur Seite stünde. 5. Schon bei der Ausübung solcher Liebespflege würden viele Anlässe hervortreten, auch eine Verbindung in ökonomischen Dingen anzustreben, die um so größere Verheißung haben würde, als hier die sittlichen Voraussetzungen des Vertrauens, des Eifers, der Treue und der Einsicht für die Interessen der Gesamtheit gegeben sind. — Henrici weist „auf die edelste Tochter der deutsch-evangelischen Kirche,“ die Brüdergemeinde, hin; sie stehe als eine Prophetin da, daß gerade die deutsche Christenheit den hohen Beruf habe, in weiterm Umfange und in freierer Gestalt das zu verwirklichen, was ein Zinzendorf vor 150 Jahren so kühn entwarf.

Nur in kurzem, kahlem Auszuge kann hier die Gedankenfülle der „Reisebriefe“ angedeutet werden. Das Dargebotne wird genügen, um Henrici den Ehrenplatz in der vordersten Reihe der Vorkämpfer für den evangelischen Gemeindegedanken zu sichern. Allerdings ist Henrici zu sehr ein Bremer Pastor, als daß er sich die Verwirklichung seiner Gedanken anders als in einer freikirchlichen Gemeinde denken könnte; in Bremen wird die Verwirklichung ja leider auf keinem andern Wege möglich

sein. Aber die kirchlichen Verhältnisse in Bremen sind glücklicherweise singuläre, und die Verwirklichung außerhalb Bremens geschieht auf andre Weise. Der „vergessene" Vorkämpfer möge unvergessen bleiben, und seine „Reisebriefe" vielen Lesern der Christlichen Welt eine Quelle der Erhebung und Freude werden.

A—z

Nero und die Christen

2

Etwa ein Menschenalter ist vergangen, seit Jesus von Nazareth am Kreuz gestorben war. Der Glaube an den Messias, um den sich in Jerusalem eine kleine Gemeinde geschart hatte, ist schon hinausgetragen über die Grenzen Judäas und beginnt die nationale Hülle abzustreifen. Die großartige Missionsthätigkeit des Paulus, der mit demütigem Stolz von sich sagen durfte: Ich habe mehr gearbeitet als sie alle, liegt hinter uns. Auch in Rom hat das Evangelium Eingang gefunden. Zwar nicht Paulus hat es dahin gebracht; Glaubensboten, deren Namen wir nicht kennen, sind es gewesen, die schon frühzeitig, bereits vor dem Jahre 50, Jesum in der Hauptstadt der Welt verkündigten.

Die römischen Juden waren freilich nicht entfernt so zahlreich wie die von Alexandrien, auch wohnten sie nicht so konzentrirt und besaßen nicht die einheitliche Verwaltung wie jene; aber die 20000 Seelen, auf die man sie trotz zahlreichen Deportationen unter Tiberius zu unsrer Zeit dennoch schätzen darf, bildeten immerhin einen beachtenswerten Bestandteil der hauptstädtischen Bevölkerung. Ihre geschäftliche Regsamkeit und Zähigkeit werden ihnen hier wie überall einen zu ihrer Zahl nicht im Verhältnis stehenden Einfluß auf Handel und Gewerbe verschafft haben. Aber hier wie überall waren sie der Gegenstand von Verachtung und Haß, nicht nur als Orientalen, sondern eben gerade als Juden, weil sie bei ihrer irdischen Jämmerlichkeit sich als das auserwählte Volk Gottes auszugeben wagten, in abendländischen Augen schimpfliche oder beengende Satzungen beobachteten und dafür gar noch eine sehr energische Propaganda zu machen wußten.

In dieser Judenschaft bildeten die Christen, die Nazaräer, wie sie von den Juden, Christianer, wie sie von den Heiden schon frühzeitig genannt wurden, eine Gruppe, deren Besonderheiten dem Draußenstehenden nicht sofort klar sein konnten. Denn noch war nicht für jeden Christen mit dem neuen Glauben auch das Aufgeben des Gesetzes, der Beschneidung, mit einem Worte des jüdischen Partikularismus ohne weiteres verknüpft. Paulus hatte für diesen großen Gedanken seines Lebens harte Kämpfe durchgemacht. Indessen der Brief, den er nur wenige Jahre vor den Ereignissen, die uns hier beschäftigen, von Griechenland aus an die junge römische Gemeinde gerichtet hatte, läßt doch darauf schließen, daß in ihr die Partei, für die das Gesetz abgethan war, die Oberhand hatte. Aber selbst daraus folgt noch nicht, daß in der heidnischen Bevölkerung von solchen Unterschieden viel Notiz genommen worden wäre. Was es mit diesem Christus eigentlich auf sich habe, wußte wohl kaum jemand. Wohl aber konnte man bemerken, daß mit dem Bekenntnis zu ihm eine feindselige Stimmung gegen alles Weltliche und Irdische verknüpft war. Erwarteten doch die Christen das baldige Erscheinen des Messias zum Gericht über diese Welt und die Aufrichtung seines herrlichen Reiches, scheuten sie doch nicht, ihre Hoffnungen auszusprechen, daß Feuer vom Himmel fallen werde, um die Heiden zu vertilge,n daß eine schlimme Zeit vorangehen müsse, ehe die selige Zukunft für sie erscheine. Solche Stimmung konnte nicht gerade immer gehorsame Unterthanen erzeugen, und die Ermahnungen, die der weiterblickende Paulus in dieser Beziehung seinen Glaubensgenossen giebt, hatten sicherlich ihre bestimmte Veranlassung. Dazu gingen wohl schon damals allerhand häßliche Gerüchte um über die geheimen Zusammenkünfte der Christen und die Schändlichkeiten, die dabei angeblich getrieben wurden.

Schon einmal waren die Christen mit der Behörde in Konflikt gekommen. Einer kaum mißverständlichen Notiz des römischen Geschichtsschreibers Sueton dürfen wir entnehmen, daß

ziemlich bald nach der Gründung der christlichen Gemeinde, vielleicht gerade im Zusammenhang damit, unter der römischen Judenschaft Streitigkeiten entstanden, welche die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich zogen und den Kaiser Claudius zu Ausweisungsmaßregeln zwangen. Sueton sagt:

> Die Juden, unter denen auf die Anstiftung eines gewissen Chrestus hin heftige Unruhen entstanden waren, wies er aus der Stadt.

Wir sehen daraus zugleich, wie wenig man die Bewegung verstand. Chrestus, d. i. Christus, erscheint hier als ein noch lebender, in Rom befindlicher Aufrührer. Diese Maßregelung der Juden und Christen fand reichlich ein Jahrzehnt vor dem Brande statt.

Es ist uns nicht überliefert, wer Neros Aufmerksamkeit auf das Häufchen der Christusbekenner gelenkt hat. Nach dem Gesagten ist wahrscheinlich, daß sie dem Stadtpräfekten Tigellinus nicht fremd waren; er mochte mit ihnen in polizeiliche Berührung gekommen sein. Aber es ist von Alters her vermutet worden, daß aus den Reihen der Juden der Wink gekommen sei. Was giebt uns ein Recht zu so furchtbarer Anklage? Nun, die verachteten Juden hatten doch ihren Einfluß bei Hofe: es war bekannt, daß Poppäa Sabina, die der Kaiser nach der Verstoßung der Octavia zu seiner Gemahlin erhoben hatte, enge Beziehungen zu jüdischen Kreisen unterhielt, ja selbst jüdische Proselytin war. Welches Interesse aber die Juden daran hatten, abtrünnige Glaubensgenossen anzuschwärzen und ihnen womöglich den Untergang zu bereiten, haben wir gesehen.

Wer aber auch immer den Weg gewiesen hat, Neros Ratgeber beschlossen, sich den allgemeinen Haß gegen die fanatische Sekte zu Nutzen zu machen und den Strom des Vorurteils auf sie abzulenken. Tacitus hat uns in seinen Annalen einen Bericht über die nun folgende „Verfolgung" hinterlassen, aus dessen knapper, scheinbar kühler Kürze und referirendem Ton uns die ganze unsägliche Verachtung des Christenpacks, die den römischen Aristokraten bezeichnet, entgegentritt, zugleich aber auch das Mitleid mit ihnen, von deren Unschuld wenigstens in diesem einen Falle er überzeugt war, wenn er auch sonst ihnen alles Ueble wünschen mochte. Hören wir seine Worte:

> Um die Gerüchte zum Stillschweigen zu bringen, schob Nero die als die Schuldigen unter und that ihnen die ausgesuchtesten Strafen an, die das Volk, dem sie ihrer Schandthaten wegen verhaßt waren, Christianer nannte. Der Urheber dieses Namens, Christus, war unter Tiberius durch den Prokonsul Pontius Pilatus ans Kreuz geschlagen worden: aber der nur für den Augenblick zurückgedrängte, verderbliche Aberglaube brach wieder hervor und verbreitete sich nicht nur über Judäa, wo das Uebel ausgebrochen war, sondern auch nach Rom, wo alles Schändliche und Schimpfliche von überall her zusammenläuft und seine Orgien feiert. So wurden denn — fährt der Schriftsteller nach dieser für seine mit der Erscheinung vielleicht unbekannten Leser hinzugefügten Erklärung fort — zuerst einige aufgegriffen, die geständig waren, dann aber wurde auf ihre Anzeige hin eine ungeheure Menge nicht sowohl der Brandstiftung, als vielmehr des allgemeinen Menschenhasses überführt. Und mit den Sterbenden ward noch Spott getrieben: in die Felle wilder Tiere genäht, kamen sie durch den Biß der Hunde um oder sie wurden ans Kreuz geschlagen oder zu Fackeln hergerichtet, um, wenn es Nacht geworden, als Leuchte zu dienen. Nero hatte für dieses Schauspiel seine Gärten hergegeben und gab außerdem Zirkusspiele, in denen er sich als Wagenlenker unter das Volk mischte, auch wohl selbst um die Wette fuhr. Da erhob sich das Mitleid mit denen, die man an sich wohl für schuldig und der strengsten Strafen wert hielt, die aber jetzt nicht für das öffentliche Wohl, sondern um die Grausamkeit eines Einzigen zu befriedigen, hingeopfert schienen.

Aus dieser Schilderung, deren Einzelauslegung übrigens die Kritiker vielfach beschäftigt, geht soviel deutlich hervor, daß es bei der ursprünglichen Anklage auf Brandstiftung nicht geblieben ist. Man erpreßte ein dahin gehendes Geständnis den Erstverhafteten, sehr bald aber nahm der Prozeß größere Dimensionen an, und man kühlte sein Mütchen an den armseligen Zukunftsfreudigen. Wußte man doch, daß man dabei das Volk ganz auf seiner Seite hatte! Wir dürfen auch den Ausdruck des Mitleids, den Tacitus im Sinne der Menge den unglücklichen Opfern widmet, nicht überschätzen. Es ist nur der Unwille, wie er selbst hinzufügt, darüber, daß der Vorwand der Brandstiftung, die in den Augen des Volkes selbst durch dieses Mittel von dem Tyrannen nicht abgewälzt wurde, zu dieser Verfolgung benutzt wurde. Sonst waren ja derartige Quälereien nichts Unerhörtes, und wenn sie wie in diesem Falle

in pikanter Weise gewürzt wurden, so wird das schwerlich die verrohten Gemüter tiefer berührt, eher die gegenteilige Wirkung gehabt haben. Sueton, der schon genannte Geschichtsschreiber, der in seiner Lebensbeschreibung Neros die guten und schlechten Thaten dieses Kaisers von einander getrennt aufzählt, bringt in der zweiten Rubrik die Schilderung des Brandes, dessen Anstiftung durch Nero ihm ganz feststeht; in der ersten dagegen nennt er die Christenverfolgung:

Ueber die Christen, eine Menschengattung, die einem neuen und schädlichen Aberglauben fröhnt, wurden Todesstrafen verhängt.

Diese Notiz steht mitten zwischen der Erwähnung von Gesetzen gegen den Luxus und gegen Wagenlenker, Verordnungen über Restaurationen, Ausweisungsdekreten der Pantomimen und Vorsichtsmaßregeln gegen Urkundenfälscher! So dachten gewiß viele! Auf ein paar hundert Menschenleben kam es nicht an, und im Grunde erwies man ja der Menschheit nur einen Dienst, wenn man die krächzenden Unglückspropheten mit ihrer ewigen Litanei vom bald bevorstehenden Weltgericht beseitigte. Kr

So sei nun, Seele, deine!

Ein Beitrag zur vergleichenden Hymnologie

So sei nun, Seele, deine! so sang im Jahre 1633 Paul Fleming, der sächsische Theologensohn, — geboren am 5. Oktober 1609 zu Hartenstein im Schönburgischen als Sohn des Rektors Abraham Fleming — im Lande Schleswig-Holstein. Dorthin hatte er sich gewandt, da er nicht erwarten durfte, in seinem Vaterlande einen geeigneten Wirkungskreis zu finden. Von hier aus schloß er sich der Gesandtschaft an, die in jenem Jahre Herzog Friedrich III. von Schleswig-Holstein-Gottorp (1616—1659) an den mit ihm verwandten Zaren Michael zu Moskau, den ersten Fürsten aus dem Hause Romanow, entsandte. Der weitblickende Herzog suchte nicht bloß den morgenländischen Handel nach Kiel zu leiten, sondern auch dem evangelischen Christentume eine Bahn in das Morgenland zu öffnen. An der Spitze der Gesandtschaft stand des Herzogs Rat Adam Olearius; als Arzt begleitete sie unser Paul Fleming. Die für damalige Zeiten nicht ungefährliche Reise währte fast zwei Jahre. Auf sie bereitete er sich durch das herrliche Reiselied „In allen meinen Thaten," damit sich selbst Stärkung und Trost zusprechend.

Als er nach seiner glücklichen Rückkehr nach Deutschland sich auch der zweiten umfänglicheren Gesandtschaft anschloß, die der Herzog unter seinem Rat Olearius noch im selben Jahre 1635 bis Persien an den Schah Sefi absandte, da hat er unterwegs wohl auch manch schönes Lied gedichtet; aber gewiß kehrte er, wenn ihm bang und schwer ums Herz werden wollte, immer wieder zu seinem köstlichen Reiseliede zurück. „In allen seinen Thaten" ließ er „den Höchsten raten", der ihn auch auf dieser Reise führte und beriet, aus manchen Gefahren errettete. Auf der Rückreise fand er in Reval die Erkorene seines Herzens in Elsgen Niehusen, einer Kaufmannstochter, der er in seinem herrlichen Brautliede „Ein getreues Herze wissen" ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Die Anfangsbuchstaben der sechs Verse des Liedes geben den Namen Elsgen. Ehe er jedoch, 1639 glücklich nach Deutschland heimgekehrt, seinen Hausstand begründen konnte, zwar nicht mit Elsgen, aber mit deren Schwester Anna, starb er zu Hamburg, wo er als Arzt leben und wirken wollte, am 2. April 1640, kaum dreißigjährig, wohl ein Opfer seiner zwei beschwerlichen Reisen. Er fand seine Ruhestätte in der Katharinenkirche.

Von seinen zahlreichen Liedern ist sein Reiselied „In allen meinen Thaten" das bekannteste und verbreitetste, ja das einzige, das in den Gesangbüchern Aufnahme gefunden hat. Denn auch sein Brautlied „Ein getreues Herze wissen" ist uns nur im neuen sächsischen Landesgesangbuche begegnet. Dafür aber ist „In allen meinen Thaten" eines der wenigen Lieder, das beinahe in allen Gesangbüchern der verschiedensten Art, „guten und bösen", anzutreffen ist. Freilich erscheint es in sehr verschiedner Gestalt. Gerade dieses Liedes verschiedne Auffassung und Gestaltung aber kann ein eigentümliches Kriterium des Geistes der verschiednen Gesangbücher sein.

Bald erscheint es als „Reiselied" mit 15 Versen, wobei die 6 „Reiseverse" entweder besonders durch den Druck ausgezeichnet oder auch ans Ende verwiesen sind, bald ist es „Kreuz- und Trostlied" mit 9, zum Teil noch weniger Versen. Hie und da findet sich die Anweisung für solche Leser, die keine Reise unternehmen, die bezüglichen Verse zu überschlagen.

Das Lied hat eine eigne Melodie erhalten; sie wird als die des sechsten Lobwasserschen Psalms „In deinem großen Zorne" bezeichnet. Allein namentlich in den neueren Gesangbüchern hat man es der aus dem Volksliede „Innsbruck, ich muß dich lassen" gebildeten Melodie „O Welt, ich muß dich lassen," wohl auch der „Nun ruhen alle Wälder", angepaßt und deshalb die sechste Strophe jedes Verses um zwei Silben erweitert, um sie vierfüßig zu machen, wobei es freilich nicht ohne Tautologien und Flickwörter abging; die Erweiterungen sind in manchen Gesangbüchern durch Parenthesen angedeutet. Die kräftigere Lesart ist die ursprüngliche, kürzere.

Unzählige Kreuzträger, aber auch ebenso viele fromme Christen auf der Wanderung haben aus diesem rührenden Liede Trost und Gottvertrauen sich erbeten und ersungen; und vor allem trostreich war der Schlußvers, der 15. (oder 9.), in dem der Dichter gar herzergreifend sich selbst anredet:

So sei nun, Seele, deine
Und traue dem alleine,
Der Dich geschaffen hat.
Es gehe, wie es gehe;
Dein Vater in der Höhe
Weiß allen Sachen Rat!

Freilich haben die „Liederverbesserer," und zwar nicht erst in unsrer Zeit, wie man ihr schuld giebt, sondern mindestens schon im vorigen Jahrhundert, auch an diesem schönen Verse sich versucht. Daß man für „geschaffen" „erschaffen" eingesetzt hat, berühren wir nur nebenbei. Interessant ist es, den verschiednen Variationen und Erweiterungen der letzten Strophe nachzuspüren. Meist lautet sie: „Der weiß zu (in) allen Sachen Rat"; daneben findet sich: „Weiß annoch allen Sachen Rat," oder „weiß allen Sachen guten Rat," oder „weiß doch (schon) zu allen Sachen Rat," oder „weiß doch in allen Dingen Rat," endlich „der weiß für alles Hilf und Rat"; ja das Annaberger Gesangbuch liest: „Du, Vater in der Höhe, weißt doch zu allen Sachen Rat."

Doch vor allem hat sich die schöne sinnige Anfangsstrophe unsagbar viel müssen gefallen lassen: „So sei nun, Seele, deine!" Das war ein Rätsel, das der fromme Sänger allen aufgab, die sein Lied sangen und beteten, hörten und lasen. Sinnige Gemüter faßten es gar wohl also auf: bleibe getrost und deiner selbst gewiß im festen Vertrauen auf den alleine, der dich geschaffen hat, wie es das neue Anhaltische Gesangbuch erklärt: „in sich gesammelt und stille, des gewiß: Dein Vater in der Höhe weiß allen Sachen Rat."

„So sei nun, Seele, deine": daß der Dichter so geschrieben, nämlich „deine in gläubiger Gelassenheit, ohne dich an das Weltliche zu hangen", das erkennt der Verfasser des alten Löbauer Gesangbuches, P. pr. M. Kunckel, in der dritten Auflage von 1736 an, ohne es doch so aufzunehmen; dies thut erst die vierte Auflage von 1764. Und so hat z. B. das alte Dresdner Gesangbuch, das Börnersche oder Häkelsche oder Marpergersche, die richtige Lesart. Das letztere hat sie aber nur in einzelnen Ausgaben, so daß in derselben Gemeinde zwei verschiedne Lesarten zu gleicher Zeit gelten konnten. Das Richtige finden wir im Sächsischen Landesgesangbuche, im alten Zittauer, im Niederlausitzer verschiedner Ausgaben, im Porstischen (neuere Ausgabe), im Züllichauer, im Bollhagenschen oder Pommerschen, im Marienwerderschen, im Liegnitzer und Alt-Brieger, im Alt-Magdeburger und im Magdeburgischen von Steinmetz, im Wernigeroder, im Elberfelder lutherischen, Minden-Ravensbergischen, Anhaltischen und Lemgoer, in dem von Bunsen für die Gemeinde in Rom verfaßten Gesangbuche und gewiß noch in vielen andern.

Aber das Rätsel zu lösen gelang doch nicht jedem Redaktor einer Liedersammlung. Und darum alle die „erleichternden“ Verbesserungen, die wir schon als „Erleichterungen“ bedenklich finden.

Am häufigsten finden wir die Erleichterung: „So sei nun, Seele, seine“: also wohl Gottes; nun heißts aber unmittelbar darauf: „Und traue dem alleine, der dich geschaffen hat.“ Da schließt doch wohl das „und“ aus, daß schon in der ersten Zeile von demselben Gott und Schöpfer die Rede sei. Deshalb haben das Neu-Dresdner und Neu-Schönburgische die Variante: „Und traue ihm alleine, der dich geschaffen hat“. Eine sehr große Anzahl von Gesangbüchern, auch die sich rühmen, die „unverfälschten“ Texte zu bieten, haben also eine Lesart, die den etwas matten Text bietet: gehöre deinem Gott an, gieb dich deinem Gott hin, und vertraue auf deinen Schöpfer. Wäre diese Lesart die ursprüngliche, so wäre allerdings zu verwundern, wie man auf die etwas schwere Veränderung „So sei nun, Seele, deine“ gekommen sein sollte, während das Umgekehrte leichter denkbar ist. „So sei nun, Seele, seine und traue dem alleine, der dich geschaffen (erschaffen) hat“: so lesen das alte Dresdner oder Börnersche in mehreren Ausgaben, das alte Löbauer in den Ausgaben von 1778 und 1798; wir finden es auch in dem Entwurfe zum sächsischen Landesgesangbuche (1881), das jedoch 1883 zur richtigen Lesart zurückgekehrt ist. Von andern Sächsischen nennen wir das Neue Leipziger, Chemnitzer, Wittenberger und Merseburger, von Oberlausitzern das Geistreiche oder Alt-Bautzner, das alte und neue Görlitzer, Großhennersdorf-Berthelsdorfer, Reibersdorfer und Reichenauer, dann das Sorauer. Wir fanden „So sei nun, Seele, seine“ auch in folgenden preußischen Liedersammlungen: in der ältern Ausgabe von Porst von 1746, im Myliusschen und Reimerschen Berliner, im Königsberger von Rogall, in folgenden schlesischen: im Burgschen, dann im Glogauschen, Neu-Hirschberger, sämtlichen Jauerschen, im Neu-Liegnitzer, Alt-Löwener, Sprottauer; und so hat auch das schlesische Provinzial-Gesangbuch diese Lesart bevorzugt. Wir nennen ferner das Hallische von Freylinghausen und das Quedlinburger, weiter das Altenburger, neue Pfälzer und Württemberger, das Teschener von Schneider und Hönel, das ältere Hermannstädter von 1787 und auch das neuere, das Preßburger von 1788, das Rigaer von 1820. Wir finden dieselbe Lesart in mehreren uns vorliegenden Liedersammlungen der Herrnhuter Brüdergemeine, nur daß das Lied nach deren Weise in einzelne Versgruppen oder Verse zerstückelt ist. Auch viele Privatgesangbücher bieten diese Lesart, die von Anders und Stolzenburg, Elsner, Knapp, Stier u. a.

Noch weiter entfernen sich vom Grundtexte die andern Abweichungen, und doch treffen wir diese nicht bloß in verwässerten und „verballhornten“, sondern auch in bessern Gesangbüchern an.

„So sei nun, Seele, deine“: man verstand dies nicht und wollte doch das charakteristische Deine des Sängers nicht verwischen. Und so kam man auf die doch recht matte Textgestalt: „So thu nun, Seel, das Deine“; — wo man nur eine nähere Erläuterung dessen vermißt, was eigentlich der lieben Seele abverlangt wird. Wir finden sie in dem seit 1656 erscheinenden ältesten Dresdner Gesangbuche, — auch das Gerlachsche genannt — in allen uns vorliegenden Ausgaben von 1730 an. Dies Gesangbuch dürfte eines der ältesten sein, das dies Lied aufgenommen hat. Auch mein Alt-Löbauer von 1736 hat diese Lesart mit vollem Bewußtsein der Abweichung vom Urtexte, ferner das Freiberger, Alt-Schönburgische und Zwickauer, dann das sogenannte Drachstedtsche oder mittlere Bautzner von 1775, endlich das Eisenacher, welches fortfährt: „Und traue Gott alleine, der dich erschaffen hat.“ Das Weimarische (Herdersche) hat: „O Seele, thu das Deine.“

Sehr matt ist auch die Lesart des neuen Annaberger von 1798: „So thu ich nun das Meine.“ Es fährt fort: „Und traue dir alleine, der mich erschaffen hat.“ „So sei nun, Seele, stille“ — eine ganz willkürliche „Verbesserung“ oder vielmehr „Verwässerung“ bedingt noch andre Veränderungen. Es geht fort entweder: „Dich leitet dessen Wille, der dich erschaffen hat“ — so das seit 1800 als Schlesisches Landesgesangbuch zu Breslau erschienene Gerhardsche, ebenso das Oldenburgische von 1792, das Gothaische (Bretschneidersche) von 1825, das alte Leipziger von 1796 und das neue Löbauer von 1831; oder: „Dein Ruhm sei dessen Wille, der dich erschaffen hat“ — so das Hofmannsche oder Lemberger; oder endlich sprachlich falsch: „Und traue dessen Wille (!), der dich erschaffen hat“ — so der Entwurf zum Badischen Landesgesangbuche von 1881. „Drum Seele, sei zufrieden“ hat das Hamburger und fährt fort: „Nimm, was dir der beschieden, der dich geschaffen hat,“ ohne danach zu fragen, was der Dichter wirklich gedichtet, der gerade Hamburg ins Herz geschlossen hatte, hier leben wollte und hier starb. „Nun, Seele, sei vergnüget“ — liest ganz willkürlich das 1767 zu Lissa in Posen erschienene Gesangbuch — „mit dem, was weislich füget, der dich geschaffen hat.“ Nicht minder abweichend haben das neue Bautzner von 1826: „Nun gieb Dich ganz, o Seele, ihm eigen! Er nur wähle, der dich geschaffen hat!“ Ferner das bisherige Badische von 1836: „So sollst Du auf Ihn bauen, nur dem, o Seele, trauen, der dich geschaffen hat.“ „So sei im Tod und Leben“ beginnen vier Gesangbücher; das zu Kronstadt in Siebenbürgen herausgegebene fährt fort: „O Seele, Gott ergeben, der dich erschaffen hat“; und so hatte auch der im Jahre 1839 erschienene Württemberger Entwurf; das Gesangbuch von 1841 liest, wie erwähnt: „So sei nun, Seele, seine.“ Das besonders verwässerte Schneeberger hat:

So sei im Tod und Leben,
O Seele, Gott ergeben,
Voll froher Zuversicht.
Es gehe, wie es gehe:
Dein Vater in der Höhe
Sorgt und verläßt dich nicht.

Dagegen hat das bisherige Schleswig-Holsteinische:

So sei im Tod und Leben
Ihm, meine Seel, ergeben
Voll froher Zuversicht;
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe
Verläßt dich nie, versäumt dich nicht.

Es bilden so diese zwei Bücher zu zwei Dritteilen ganz neue Strophen. Trotz diesen und andern Veränderungen, von denen der Dichter sich sicher mit Unwillen abwenden würde, steht in allen diesen Gesangbüchern, so weit sie den Verfasser überhaupt angaben, unter dem so willkürlich umgemodelten Liede Paul Fleming als Verfasser! Nur ganz vereinzelt findet sich: Nach Paul Fleming.

Doch genug. Hast du, lieber Leser, dich bis zuletzt durch diesen mit immer dichter werdendem Gestrüppe bewachsenen Urwald geduldig führen lassen, so wirst du mit mir darin einig sein, daß es sich ziemt, vor dem geistigen Eigentum auch unsrer verstorbnen Liederdichter Ehrfurcht zu haben und ihnen zu Ehren und der singenden Gemeinde zum Besten die Lieder so zu belassen, wie sie die frommen Sänger in hoher Begeisterung und mit gutem Bedacht geboten haben. Danken wirs dem regern geschichtlichen Sinne unsrer Tage, daß er die Liederperlen vergangner Jahrhunderte pietätvoll in der reinern ursprünglichen Fassung uns zurückgegeben hat.

Und kostets uns auch ein wenig Nachdenken, so wollen wir den Schlußvers von Paul Flemings Reiseliede auch ferner singen, wie er vor seinen Reisen ihn sich gedichtet hat, wie unzählige Reisende und Kreuzträger ihn sich zum Troste und zur Stärkung gesungen haben, wie er am Morgen des 12. August 1732 auf dem Marktplatze zu Meißen nach der „beweglichen“ Abschiedsrede des Archidiakonus Färber den nach Littauen weiterziehenden Salzburger Emigranten gesungen wurde:

So sei nun, Seele, deine
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat.
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe
Weiß allen Sachen Rat.

S

De Waber

Schauspiel aus den vierziger Jahren
von Gerhart Hauptmann

Die starke Hinneigung des jüngsten Deutschland zu Dialektstücken hat den Dichter des Schauspiels „De Waber“ zum fast ausschließlichen Gebrauch des oberschlesischen Dialekts veranlaßt. Wir machen die Leser der Christlichen Welt auf das großartige Stück aufmerksam und bemerken dabei, daß auch eine hochdeutsche Ausgabe erschienen ist; man liest sich aber schnell in den Dialekt hinein.

Hauptmann ist ein Bannerträger des krassen Realismus, und er hat schon Starkes geleistet. Man muß es als einen Fortschritt bezeichnen, daß er in seinen neuesten Schöpfungen das Widerliche, Unappetitliche vermeidet, soweit das der Muse des modernen Realismus möglich ist. Ja es hat sogar den Anschein, als vollziehe sich bei Hauptmann ein langsamer Umschwung; die „Wahrheit,“ auf die es natürlich vor allem ankommt, kann ja nicht nur im moralischen Kehricht, sondern auch in der Atmosphäre einer reineren Sittlichkeit gefunden werden. Mit jugendlichem Ungestüm ist Hauptmann an die widerliche pornographische Arbeit der „neuen Dichtung“ herangegangen. Im „Sonnenaufgang“ hat er ein Familiendrama nach Ibsens Art geschaffen, wie es raffinirter nicht erdacht werden kann, um ein in den Vorurteilen naiver idealistischer Lebensanschauung befangenes Herz mit der „Wahrheit“ zu quälen. Solche Geschichten, wie sie uns da erzählt werden, liegen wohl im Bereich der Möglichkeit, aber das ist doch nicht Wahrheit im rechten Sinne, was allenfalls wahr sein kann; und das künstlerische Interesse muß da aufhören, wo die Zerrgebilde des Lebens geschildert werden. Dagegen hat Hauptmann in seinem Schauspiel „Einsame Menschen“ ein echt dichterisches Motiv gewählt; da ist die Aufgabe aus dem wirklichen Leben gegriffen, und es handelt sich um menschliches Ringen edler Herzen, nicht um das bare Elend gemeiner Sünde.

Mit der Schnelligkeit moderner Produktion hat nun Hauptmann ein neues Schauspiel gedichtet: De Waber, ein Stück, das geeignet ist, großes Aufsehen zu erregen. Es ist in dem Geiste des krassen Realismus gedichtet, Armeleutmalerei in der Pleinairmanier; aber es sind Stellen darin, die stark idealistisch angehaucht erscheinen, und man kann hier die Hoffnung schöpfen, daß Hauptmann noch den Weg finden wird, der ihn zu dem Parnaß der wahren Dichtkunst führt. Hauptmann hat nichts gemein mit den Phrasenhelden, die alles Streben und Lernen für überflüssig halten, wenn man nur erst auf die Wahrheit des jüngsten Realismus schwört. Die platten Gemeinheiten und lüsternen Anspielungen, an denen verrohter Geschmack und blasirte Unmoral ihre Freude haben, treten hier zurück vor dem Bestreben, ein Stück Leben nach der Wirklichkeit zu zeichnen ohne die Hilfsmittel einer unreinen Phantasie und andrerseits ohne alle Schönmalerei. Hauptmann geht nicht in dem Geleise der Dumas, Sardou und Zola, deren Dichtungen auf den haut goût-Genuß berechnet sind; hier finden wir die Vorzüge eines Realismus, der sich in den Grenzen des Anstands hält und uns nicht durch unästhetische Plattheiten anekelt. Wir Anhänger des Idealismus wollen ja nicht in ängstlicher Prüderie oder in blindem Optimismus die Augen verschließen vor der Wirklichkeit; im Gegenteil, je wahrer und getreuer eine Dichtung das Leben schildert, um so schöner wird sie sein, wenn nur das Sonnenlicht einer transcendenten Idee die Naturwahrheit vollendet macht. Und es giebt nichts Realeres als solche Ideen (2. Kor. 4, 18).

So weit ist nun freilich Hauptmann noch keineswegs vorgeschritten, daß er uns solche Wahrheit im höhern Sinne darböte. Das zeigt eine kurze Darstellung des Inhalts seines Schauspiels. In fünf Bildern giebt uns der Dichter eine Schilderung der Gründe und des Verlaufs des Weberaufstands vom Jahre 1844 im Kreise Reichenbach. Das erste Bild zeigt die Drangsale, denen die Weber bei der Ablieferung ihrer Arbeit ausgesetzt sind. Die flachbrüstigen, hüstelnden, ärmlichen Männer mit der schmutzigblassen Gesichtsfarbe, die abgetriebnen Weiber und hungernden Kinder fordern das tiefste Mitleid heraus; statt dessen hören sie die höhnenden Worte des Geschäftsführers und müssen sich zufrieden geben mit dem Almosen ihres Hungerlohns. Der zweite Akt giebt uns ein noch ergreifenderes Bild des herzbrechenden Elends. Wir werden in das Weberstübchen des Häuslers Ansorge in Kaschbach geführt. Es ist spät am Abend; der Vater wird von der Ablieferung zurückerwartet. Die Mutter arbeitet am Spulrad, ebenso ihr zwanzigjähriger, idioter Sohn; die beiden erwachsnen Töchter sitzen an Webstühlen.

Durch zwei kleine, zum Teil mit Papier verklebte und mit Stroh verstopfte Fensterlöcher dringt schwaches, rosafarbenes Licht des Abends. Der alten Frau leuchtet der warme Hauch voll über Gesicht, Hals und Brust; ein Gesicht, abgemagert zum Skelett, mit Falten und Runzeln in einer blutlosen Haut, mit versunkenen Augen, einen langen Kropfhals mit Falten und Sehnen, eine eingefallene, mit verschossenen Tüchern und Lappen verpackte Brust. — Das Getöse der Webstühle, das rhythmische Gewuchte der Lade, davon Erdboden und Wände erschüttert werden, das Schlurren und Schnappen des hin und her geschnellten Schiffchens erfüllen den Raum.

Das Elend ist so unerträglich geworden, daß alles auf eine Katastrophe hindrängt. Der dritte Akt führt uns in das Wirtshaus, wo sich eine bunte Menge zusammenfindet. Unter den Webern sind ein paar energische junge Männer, die sich zu Wortführern machen, und durch deren Vorgehen die andern sich zum offnen Aufstand fortreißen lassen. Die Aufrührer stürmen das Haus des Fabrikanten Dreißiger in Peterswaldau, wo sie in blinder Zerstörungswut eine süße Rache finden für ihre Leiden. Der weitre Verlauf des Aufruhrs wird uns im fünften Akt von dem Stübchen eines alten, frommen Webers aus geschildert; zuerst kommen die bald sich überstürzenden Nachrichten von dem Aufstande, bis die Masse der Aufrührer sich allmählich heranwälzt, das Haus eines zweiten verhaßten Fabrikanten gegenüber zu stürmen. Es kommt zum Kampf zwischen Webern und Soldaten, in dem jene siegen. Eine verirrte Kugel trifft den alten Weber, der an seinem Webstuhl geblieben ist — und damit bricht das Stück plötzlich ab. Ueber den weitern Verlauf der Sache müssen wir uns aus andern Quellen Nachrichten holen. Der Dichter scheint der Ansicht zu sein, daß die weitern Vorgänge das künstlerische Interesse nicht mehr anregen; der Höhepunkt ist mit dem ersten kleinen Siege der Weber erreicht; — das Schauspiel ist aus, und der Schluß ist genau so kunstgerecht, wie es die unverständlichen Regeln der jüngsten Schule verlangen.

Die größte dramatische Kraft thut der Dichter im zweiten Akt kund; dessen Schluß ist der eigentliche Höhepunkt des Stücks. Wir führen einige Stellen an:

Mutter Baumert: Wie giht's d'n drheeme, Heinricha?

Frau Heinrich (verzweifelter Ausbruch): 'S giht heilich baal nimeh. (Sie kämpft vergebens gegen einen Strom von Thränen. Nun weint sie stumm.)

Mutter Baumert: Fer inser ees, Heinricha, wärsch am besta, d'r liebe Gott thät a Eisahn han und nähm ins gar vo d'r Welt.

Frau Heinrich (ihrer nicht mehr mächtig, schreit weinend heraus): Meine arma Kinder derhingern m'r! (Sie schluchzt und winselt.) Iich wees m'r kenn Rat nimeh. Ma maag astalln, was ma wiil, ma maag rimlaufa, bis ma licha bleit. Iich biin meh tuut wie lebendig, und iis doch und iis kee anderscher warn. Neun hungriche Mäuler, die sool ees nu sat macha. Vo was d'n hä? Nächten Abend hatt' iich a Stickla Brut, 's langte no ni amol fer die zwee Klinsta. Wan suld' ich's d'n gahn, hä? Alle schriiga si ei miich nei: Mutterla mir, Mutterla mir ....

Mutter Baumert: 'S giht ins ni besser, Heinricha.

Emma: Kanst's gleba, Heinricha. Mir sein a su weit .... Vater hoot mußt Ami'n miitnahma. Mir missa 'n schlachta loon, das m'r ock reen wieder amol was ei a Maga kricha.

Frau Heinrich: Hätt'r nee an eenzichte Hampfels Mehl ibrich?

Mutter Baumert: O ni a su viel, Heinricha, kee Kernla Salz is meh im Hause.

Frau Heinrich: Nu do wees iich nee! (Erhebt sich, bleibt stehen, grübelt.) Do wees iich werklich nee! — Do kan iich m'r eemol ni halfa. (In Wut und Angst schreiend.) Iich wär ju zufriede, wenn's uf Schweinfutter langte! — Aber miit lera Hända darf iich eemol ni heemkumma. —

Bald darauf kommt der alte Baumert mit dem geschlachteten Hündchen; als er aber das gebratene Fleisch gegessen hat, bekommt es ihm nicht.

Der alte Baumert (kauend): Vor zwee Johren war iich's letztemol zum Omtmole. Glei derno verkeeft iich a Gootstiischrook. Do dervone keeft a m'r a Stickla Schweinernes. Seit dan do ha iich kee Fleesch nimeh gassa bis hint Obend.

Es kommt dann die Rede auf das „Blutgericht,“ ein neu entstandenes Volkslied, die Marseillaise des Weberaufstandes.

Jäger: Jich war'sch amol viirlasa.

(Er liest, schülerhaft buchstabirend, schlecht betonend, aber mit unverkennbar starkem Gefühl. Alles klingt heraus: Verzweiflung, Schmerz, Wut, Haß, Rachedurst.)

Hier im Ort ist ein Gericht
Noch schlimmer als die Vehmen,
Wo man nicht erst ein Urteil spricht,
Das Leben schnell zu nehmen.

Hier wird der Mensch langsam gequält,
Hier ist die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt
Als Zeugen von dem Jammer.

Der alte Baumert (hat, von den Worten des Liedes gepackt und im tiefsten aufgerüttelt, mehrmals nur mühsam der Versuchung widerstanden, Jäger zu unterbrechen. Nun geht alles mit ihm durch, stammelnd, unter Lachen und Weinen zu seiner Frau): Hier ist die Folterkammer. Dar das geschrieba, Mutter, dar sat die Warheet. Das kanst du bezeuga . . . . wie heeßt's? Hier werden Seufzer . . . . wie ? . . . . hie wärn se viel gezahlt . . . .

Jäger: Als Zeugen von dem Jammer.

Der alte Baumert: Du wißt's, was mir a su seufza enn Tag im a andern, ecb m'r stihn aber liega.

Jäger, (während Ansorge, ohne weiter zu arbeiten, in tiefer Erschütterung zusammengesunken dasitzt, Mutter Baumert und Bertha fortwährend die Augen wischen, fährt fort zu lesen):

Die Herrn Dreißiger die Henker sind,
Die Diener ihre Schergen,
Davon ein jeder tapfer schindt,
Anstatt was zu verbergen.
Ihr Schurken all, ihr Satansbrut —

Der alte Baumert (mit zitternder Wut den Boden stampfend): Ja, Satansbrut ! ! !

Jäger (liest):

Ihr höllischen Dämone,
Ihr freßt der Armen Hab und Gut,
Und Fluch wird euch zum Lohne.

Ansorge: Nu, juju, das is au an Fluch warth.

Der alte Baumert (die Faust ballend, drohend): Ihr freßt der Armen Hab und Gut.

Jäger (liest):

Hier hilft kein Bitten und kein Flehn,
Umsonst ist alles Klagen.
„Gefällts euch nicht, so könnt ihr gehn
Am Hungertuche nagen.“

Der alte Baumert: Wie stiht's? Umsußte ist alles Klagen? Jedes Wort . . . . jedes Wort . . . . do iis alls a su richtig, wie ei d'r Bibel. Hie hilft kee Bitten und kee Flehn.

Ansorge: Nu, juju! nu, neenee! do thutt schunn nischt halfa.

Jäger (liest):

Nun denke man sich diese Not
Und Elend dieser Armen,
Zu Haus oft keinen Bissen Brot,
Ist das nicht zum Erbarmen!

Erbarmen, ja, ein schön Gefühl,
Euch Kannibalen fremde,
Ein jeder kennt schon euer Ziel,
'Sist der Armen Haut und Hemde.

Der alte Baumert (springt auf, hingerissen zu deliranter Raserei): Haut und Hemde. Alls richtich, 's is der Armen Haut und Hemde. Hier stiih iich, Robert Baumert, Wabermeister vu Kaschbach. War kan viirtrata und san . . . . Jich bin ein praver Mensch gewast mei Lebe lang, und nu satt mich an! Was ha iich drvo? Wie sah iich aus? Was han se aus mir gemacht? Hier wird der Mensch langsam gequält. (Er reckt seine Arme hin.) Dohie, greift amol a, Haut und Knucha. Ihr Schurken all, ihr Satansbrut!! (Er bricht weinend vor verzweifeltem Ingrimm auf einen Stuhl zusammen.)

Es ist ein Trauerspiel, wie es die dramatische Kunst noch nicht erlebt hat, etwas ganz Neues und Eigenartiges. An der herkömmlichen litterarischen Schablone gemessen ist es überhaupt kein Kunstwerk. Die alte Schule würde es eine Augenblicksphotographie, aber kein Gemälde nennen. Es ist kein Charakter so deutlich gezeichnet, daß wir ihn wirklich erkennen; alle Personen sind nur von der Seite aufgenommen, die für den Verlauf der Handlung in Betracht kommt. Bei dem Fabrikanten und seinem Expedienten ist es die grausame Freude an der Leuteschinderei, hernach die feige Angst des bösen Gewissens, bei den Webern die stumpfe Unterwürfigkeit des hungernden Proletariers und hernach die sinnlose Raserei eines Fieberkranken. Die Dichtung führt uns nur Durchschnittsmenschen

vor; Helden traten in jener Revolte nicht auf. Es handelt sich um eine Magenfrage, und da kommt es nicht zu heroischen Thaten und Leidenschaften. Man kann einem Dichter keine Vorschriften machen oder Ratschläge geben, aber als ein großer Mangel muß es erscheinen, daß nicht in einer über die ganze Misere sich erhebenden Persönlichkeit ein fester Mittelpunkt gegeben ist. Es geht auch keine „Idee“ durch das Stück, durch die es zu einem wirklichen Schauspiel würde. Wir müßten unsre bisherige Anschauung von dem Wesen eines Dramas vollständig umändern, wenn wir dieses Stück anerkennen wollten. Es wird uns in epischer Breite ein geschichtlicher Vorgang erzählt, das ist alles. Und doch ist es viel. Wenn die Regierung das Stück zur Aufführung kommen läßt, wird es bald ein Zugstück ersten Ranges werden; wie schon beim Lesen wird man noch mehr bei der Aufführung bald weinen, bald lachen, sich entrüsten und erstaunen. Man wird freilich am Ende nicht wissen, was man gesehen hat. Ist es ein sozialdemokratisches Agitationsstück? Oder ein Aufruf für das Unterstützungswerk im Glatzer Kreise? Die Verhältnisse sollen ja wieder ähnliche sein. Oder ist es ein Kunstwerk mit keiner andern Absicht als der des ästhetischen Behagens? Aber was es auch sein mag, es ist etwas Erschütterndes und Hinreißendes, ein Stück Schopenhauerscher Elendsphilosophie mit bewunderungswürdiger Bühnentechnik dargestellt. Unsre beste Hoffnung ist, daß das Stück für den Dichter nur eine Uebergangsstufe bedeutet zu einer höhern Kunst dramatischer Wahrheitsdarstellung. Die Vergangenheit und Gegenwart der Webernot hätte ihn belehren können, daß viel Elend auch viel Liebe weckt, und daß evangelische Liebesenergie auch eine Wahrheit ist, die ein historisch-realistisches Drama berücksichtigen sollte.

v d H

Verschiedenes

(Über die menschliche Freiheit) von Kuno Fischer. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1888. 47 S. 1.20 Mark. Eine alte Meisterfrage der Philosophen und Theologen sucht der bekannte Geschichtsschreiber der Philosophie in dieser bereits im Jahre 1875 gehaltenen Prorektoratsrede zu lösen. Alle Vorzüge seiner Darstellung, die den Kennern seines großen Werkes bekannt sind: durchsichtige Anordnung des Stoffes, klare Entwicklung der Gedanken in formvollendetem Ausdruck, weist auch diese Rede auf, so daß sie den Leser als ein kleines Kunstwerk anmutet.

Ich fasse die Ausführungen der kleinen Schrift kurz zusammen. Nach einer sehr verbreiteten Auffassung ist die menschliche Freiheit das Vermögen, thun und lassen zu können, was man will. Sie ist handgreiflich falsch. Denn unser Können und Dürfen ist sehr eingeschränkt. Wir können nicht über die Grenzen hinaus, die uns das Naturgesetz, wir dürfen nicht über die Grenze hinaus, die das Rechtsgesetz der Gesellschaft und des Staates uns zieht. Doch giebt es nicht innerhalb dieser Schranken Freiheit? Können wir nicht die Beweggründe unsers Handelns mit einander vergleichen, unter ihnen wählen und gemäß dieser Wahl handeln? Für dieses sogenannte willkürliche Handeln nimmt man die Wahlfreiheit in Anspruch. Sie bezeichnet das Gebiet, auf dem am lebhaftesten für und wider die Willensfreiheit gestritten ist. Doch darf man nicht übersehn, daß es gar nicht zufällig und willkürlich ist, wie wir wählen. Unser Wille gleicht nicht etwa einer Wage, die an sich unempfindlich gegen Gewichte ist und aus grundlosem Belieben nach der einen oder der andern Seite niedergeht. Die Beweggründe unsers Handelns, unter denen wir wählen, sind vorher schon ausgewählt; nicht alle, die in Betracht kommen könnten, werden zur Wahl zugelassen, sondern nur die, welche nach unsrer Einsicht unserm Interesse irgendwie entsprechen. Unsre scheinbar willkürlichen Handlungen sind bestimmt durch den Beweggrund, den wir wählen; die Wahl ist bestimmt durch unsre Interessen, und unsre Einsicht bestimmt, welches Interesse den Ausschlag giebt.

Doch die eigentliche und schwierigere Frage ist noch eine andre. Es giebt noch eine Freiheit, bei der es sich nicht um das handelt, was wir können oder dürfen, sondern um das, was wir wollen, die sittliche Freiheit. Unsere Fähigkeiten, Besitztümer, Befugnisse stehen nicht unter der Herrschaft des Willens; all unser Wollen macht uns nicht talentvoll, reich oder mächtig. Dagegen scheint es bei unsern Gesinnungen, unserm Charakter nur auf unsern Willen anzukommen. Unsre natürlichen Kräfte kann unser Wille nicht ändern; vermag er seine Gesinnungen, seinen Charakter zu ändern? Das ist die entscheidende Frage. Unser Bewußtsein giebt eine zweifache Antwort. Zunächst: ja, ich kann es, wenn ich nur den ernsten Entschluß fasse. Doch eine genaure Selbstprüfung ergiebt, daß trotz aller Entschlüsse unsre Gesinnungen dieselben geblieben sind. Entweder haben wir nicht ernstlich gewollt, oder unser Wille vermochte nicht seine Grundrichtung zu ändern. Auf diese Änderung kommt es an. Denn die Gesinnungen ändern heißt nicht die Ansichten und Meinungen, nicht die äußre Handlungsweise ändern, sondern die Grundrichtung des Willens.

Nun ist der natürliche Charakter von der Selbstliebe beherrscht. Ihm entsprechen unsre Handlungen: sie gehen aus der Grundrichtung des Willens mit Notwendigkeit hervor. Innerhalb des natürlichen Charakters kann es daher keine Freiheit, kein Vermögen geben, ihn zu ändern. Man kann ihn veredeln, verfeinern; der Kern bleibt.

Unsre sämtlichen Handlungen sind gegründet in unserm natürlichen Charakter. Muß er so sein, wie er ist, dann giebt es keine Freiheit. Wenn aber der natürliche Charakter unsre eigne Willensthat ist, die auch anders hätte ausfallen können, dann sind unsre Handlungen notwendig als die Folgen unsers Charakters; zugleich aber sind sie frei wie die Willensthat, die den Charakter erzeugt hat. Daß es sich in der That so verhält, bezeugt unser Gewissen. Dasselbe sagt uns nicht: diese Handlung war nicht notwendig, du hättest anders handeln können, handle also das nächste mal besser — es sagt vielmehr: diese Handlung ist ganz so, wie du selbst bist, aber daß du so bist, ist deine Schuld, denn du konntest anders sein. Den Charakter treffen die Anklagen des Gewissens; ihn machen sie verantwortlich; wo die Verantwortlichkeit liegt, da muß auch die Freiheit sein.

Die ganze Frage nach der Freiheit des menschlichen Willens spitzt sich also dahin zu: ist es möglich, den natürlichen Charakter, aus dem unsre Handlungen notwendig hervorgehen, zu ändern? Wird sie verneint, so leugnet man Verantwortlichkeit, Schuld und Gewissen. Wird sie bejaht, dann ist klar, daß für die Freiheit nur eine Gesinnungsänderung von Grund aus Zeugnis ablegen kann, nicht eine Charaktertoilette, die auf den Effekt berechnet ist, nicht eine Reinigung mit Fleckwasser, nach der die Flecken doch wieder zum Vorschein kommen. Diese Gesinnungsänderung, die eine That der Freiheit ist, geschieht nicht an der Oberfläche, sondern im innersten Grunde des Charakters; sie ändert die von der Selbstsucht beherrschte Willensrichtung; sie ist eine Umwandlung. Wer nicht zu der tiefen und verborgnen Quelle, aus welcher der Wille entspringt, bei sich einkehren und seinen natürlichen Charakter von hier aus bemeistern kann, der ist nicht frei, sondern der Selbstsucht und dem Weltlauf unterworfen. Besteht die Freiheit nicht in der Umwandlung, so kann sie nur in der Vernichtung bestehen. Das Christentum predigt die Willenserneuerung von Grund aus; der Buddhismus hofft auf die Vernichtung.

Es mag dahingestellt bleiben, ob eine wirkliche Lösung der schwierigen Frage — wenn eine solche überhaupt möglich ist — in dieser Rede, die vielfach an Schopenhauers bekannte Abhandlung erinnert, gegeben ist. Sie versucht jedenfalls den sittlichen Thatsachen gerecht zu werden; sie enthält sehr beachtenswerte Wahrheiten und sei deshalb denen, die sich über den schwierigen Gegenstand zu unterrichten wünschen, warm empfohlen. Nur eins sei noch bemerkt. Daß der natürliche Mensch unter der Herrschaft der Sünde ein sittlich unfreier ist, daß er ein freier wird, wenn er seine Gesinnung ändert und ein neuer Mensch wird, das sagt uns auch das Evangelium. Doch auf welchem Wege kann dies schwierige Werk gelingen? Der Verfasser meint: „Der Durchbruch zum Licht geschieht durch das böse Gewissen“. Sollte in der Selbsterkenntnis, so wichtig sie auch ist, wirklich die Möglichkeit liegen, zur sittlichen Freiheit zu gelangen? Christus weist uns über sie hinaus: „Ändert eure Gesinnung und glaubt an das Evangelium“. Ist der Glaube rechter Art, so liegt in ihm die Sinnesänderung und die sittliche Befreiung beschlossen.

J C

(Mitteilungen für Bibelgesellschaften und Bibelfreunde) herausgegeben von Pastor Lic. Brest in Berlin. Die Mitteilungen erscheinen vierteljährlich; man bestellt sie im Bibelhause, Berlin C, Klosterstr. 71; Preis jährlich 40 Pfge.

Diese Mitteilungen, die an die Stelle der „Bibelblätter“ getreten sind, sollen nach dem Wunsch der Konferenz deutscher Bibelgesellschaften als Korrespondenzblatt für die letztern dienen. Nach Nr. 1 und 2 zu urteilen, sind die Mitteilungen im Stil der üblichen Sonntagsblätter gehalten und bringen allerlei Erbauliches und zur Schriftlektüre Anregendes, sowie Nachrichten über Bibelübersetzungen und Bibelgesellschaften. Doch beabsichtigt der Herausgeber, die Mitteilungen durch Aufsätze von größerer Bedeutung über jenes Niveau hinauszuheben. Demgemäß enthält Nr. 1 eine eingehendere Studie über den Druck der Bibeln mit Apokryphen, die die Tendenz hat, die Bibelgesellschaften zu veranlassen, auch Bibeln ohne Apokryphen zu verbreiten. Nr. 2 enthält eine überraschende Nachweisung über „katholische Bibelgesellschaften,“ eine Regensburger unter Wittmann, die in zehn Jahren mehr als 60 000 Exemplare des Neuen Testaments verbreitete, aber 1871 aufgehoben wurde, und die Eichsfeldische, die das Neue Testament in der Uebersetzung Leanders van Eß verbreitete, von dem anfangs 1818 bereits 257 000 Exemplare abgesetzt waren. Das Amt des ersten Vorsitzenden wechselte zwischen einem Katholiken und einem evangelischen Superintendenten ab. Seit 1826 gestört, hörte das Werk mit dem Tode seines Begünstigers fast augenblicklich auf.

A T

(Ein christlich = unchristliches Buch) „Lazare, komm heraus!“ Eine Erzählung aus Christi Tagen. Aus Come forth! von El. St. Phelps und H. Ward, frei übertragen von M. v. K. Leipzig, Peter Hobbing, 1891. 258 Seiten; geb. 4,50 Mk.

Der Titel des Buches klingt ja so übel nicht, so mißtrauisch auch von vornherein der Litterarkritiker gegen alle jene „historischen“ Erzählungen sein mag, die in Christi Tagen spielen; und wenn nun der beigegebne Waschzettel der Verlagshandlung bemerkt, daß „es ein schönes Osterfestbuch und namentlich für Mädchen geeignet“ sei, so hofft man wenigstens etwas Würdig-ernstes in die Hände zu bekommen, wenn es auch wenig angenehm berührt, die Erzählung als „biblische Novelle“ bezeichnet zu sehen. Aber dann macht schon der „eigens dafür entworfene Prachteinband“ stutzig: er stellt in naturalistischer Treue eine aus rohen Felsblöcken aufgetürmte Mauer vor, in der eine düstere Höhle — der Eingang zum Grabe — klafft, auf deren schwarzem Grunde mit Goldlettern des Buches Titel, das Wort Jesu an Lazarus, geschrieben steht. Das ist bizarr. Aber der Inhalt des Buches ist noch schlimmer als das. Es ist doch nur eine ordinäre süßlich geschriebne Liebesgeschichte, worin der Gestalt des Heilands schließlich keine weitre Bestimmung zukommt, als durch seine Wunder dafür zu sorgen, daß „sie sich kriegen“, zwei Paare nämlich, deren eins aus der Tochter des Hannas und dem Lazarus besteht! Und das ist derselbe Lazarus, von denen die Evangelien erzählen; aber was hat der Schriftsteller in seiner armseligen Erfindungsgabe aus ihm, was aus dem Schwesternpaar Maria und Martha gemacht! Schattenhafte empfindsame Romanfiguren, die wohl durch die Spalten der Zeitschriften und Novellen schleichen, die aber nimmer wirklich lebten, am wenigsten „in Christi Tagen.“ Ich glaube wohl, daß die englischen Verfasser es gut und ernst mit ihrer Schrift gemeint haben, und die Uebersetzerin hat am Ende auch geglaubt, etwas Frommes in ihr geliebtes Deutsch zu übertragen. Aber um das zu wähnen, bedurfte es schon ein gutes Stück geistiger Blindheit; und es geht doch über den erlaubten Spaß, solchen Kram mit allerlei reklamemachendem Drum und Dran unserm deutschen Hause aufdrängen zu wollen. Denn noch gehören gottlob unter uns die jungen Mädchen zu den Seltenheiten, die auch über das Ernsteste bloß hintändeln wollen und auch das Heiligste nur mit sentimentalen Liebesszenen verbrämt genießen mögen. Jedes ernst gerichtete, wirklich christlich gesinnte Gemüt muß geradezu Abscheu empfinden vor dieser Art, in der unser Herr zum Zauberer und Gelegenheitsmacher erniedrigt wird. Jesus, durch seine Wunderkraft die drohenden Wasserfluten abwendend, damit Lazarus ungefährdet ein nächtliches Stelldichein mit seiner Geliebten halten kann; Jesus, „die Auferstehung und das Leben“ (Joh. 11), den Lazarus vom Tode erweckend, damit er endlich die Hohepriesterstochter Zahara heiraten kann — das ist denn doch der Gipfel einer Geschmacklosigkeit, die hart an Lästerung streift und mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden muß! Und so mag das deutsche Haus und die deutsche Jugend vor dem ärgerlichen Buche bewahrt bleiben; es ist ungesunde Kost und trotz aller wohlmeinenden Absicht und trotz aller Reklame nichts weniger als christlich. R B

Zur Beachtung!

Meine Adresse ist vom 11. Mai an Frankfurt a/M. (Vorläufig) Sachsenhausen, Dreieichstraße 55. Insbesondere bitte ich die Redaktionen von Zeitschriften, die mit uns im Austausch stehen, davon Kenntnis zu nehmen. Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 20 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Evangelisch-sozialer Kongreß

Die Verhandlungen des dritten evangelisch-sozialen Kongresses nach den stenographischen Aufzeichnungen sind uns in Verlag übergeben worden und werden Ende dieses Monats in Buchform zur Ausgabe gelangen. Um diesem durch die darin enthaltenen Vorträge der Herren Naumann, Wagner, Wolff und Baltzer bedeutungsvollen Buch die gebührende größere Verbreitung zu verschaffen, haben wir den Preis trotz seines Umfangs auf nur M. 1.— festgesetzt. Wir bitten um freundliche Bestellung.

Berlin SW Zimmerstraße 11. **Rehtwisch & Zeeler.**

Kinderheilstätte in Westerland-Sylt.

Unter Leitung von Schwestern der Diakonissenanstalt in Flensburg. — Für einen vierwöchentlichen Turnus Aufnahme von je 25 Kindern. Verpflegungsgebühr wöchentlich 20 M., alles inbegriffen. — Drei halbe Freistellen.

Eröffnung der Anstalt 15. Mai.

Anmeldungen nehmen entgegen: **Die leitende Schwester der Kinderheilstätte in Westerland, die Flensburger Diakonissenanstalt und der Vorsitzende der Verwaltung: Seebadedirektor Dr. Pollacsek in Westerland.**

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig, Querstraße 14

M. Franz Julius Bernhard

Biblische Konkordanz

mit **Kasualem Text- und Allgemeinem Spruchregister** gr. Lexikon, 680 Seiten; 7. **Auflage. Brosch. Mk. 6.—, geb. Mk. 8.—.**

Unsre Konkordanz zeichnet sich durch das beigegebene

Kasuale Text- und Allgemeine Spruchregister

vor allen Konkurrenzausgaben aus und um den Besitzern andrer Konkordanzen die Anschaffung der beiden obengenannten Register zu ermöglichen, liefern wir dieselben **apart zu je 2 Mark.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, resp. gegen Einsendung des Betrages von der Verlagshandlung.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig